

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 6.

Freitag, 8. Januar.

1915.

Copyright 1914 by Carl Dunker, Berlin.

## Der Wagehals.

Nachdruck verboten.

Roman von Fritz Skowronnek.

(17. Fortsetzung.)

Die ganze Gesellschaft hatte sich in der Oberförsterei versammelt. Als das Auto zurückkam, fuhren die Damen nach Hause. Die Männer folgten dem Assessor in sein Heim, um es einzuweihen. . . . Aus dem verfallenen Häuschen war ein Feenpalast geworden. Die Wände mit Tapeten verkleidet, zum größten Teil auch mit farbigen Geweben. . . . Die schweren Möbel wirkten etwas zu stark, weil sie bis zur Decke reichten. . . . In den drei Zimmern war an kleinen Tischchen gedeckt. . . . Ein alter, würdiger Herr in Frack und schwarzen Anziehhosen stand mit unbewogener Miene an der Anrichte. . . . Ein grauköpfiger Diener servierte.

Die Gesellschaft war schon zu Anfang sehr mobil. . . . Der frühe Nachmittag wirkte nach und nun kam noch die Aufregung über Rantes Abenteuer hinzu. . . . Die vier Grünröde waren von der Streife, wie es vorauszusehen war, ohne Erfolg zurückgekehrt. . . . Allseitig wurde festgestellt, daß nirgendwo an den Grenze ein verdächtiger Schuß gefallen war. . . . und die Borliebe der Wildddiebe für das Tal der Schwöne war auch sehr erklärlich. . . . Denn das war die Freistatt der ganzen Oberförsterei, wo mit Ausnahme der wenigen Tage im Frühjahr, wo dort die Schneypfe am besten zog, kein Schuß fallen durfte. Da zog sich das ganze Rehwild hin und stand so vertraut wie in einem eingezäunten Park.

Man hatte sich nach der Mahlzeit bereits an den länglich runden Tisch in dem sogenannten Eßzimmer gesetzt, als der Forstmeister plötzlich ausrief: „Bauschus, da fällt mir eben etwas ein. Die Rantjofsche hat mir neulich erzählt, daß in Serbenten beim Gastwirt ein Knecht zu Ostern zugezogen ist, der ihren Mann zum Wildern verführen wollte. Kennen Sie den Kerl?“

Der Forstaufseher, der in Serbenten wohnte, suchte die Achseln. „Das könnte nur der neue Knecht von Gwiltbies sein, ein fixer Bengel, adrett, hat bei den Jägern gedient. . . . Aber das glaube ich nicht, Herr Forstmeister. . . . Beim Gwiltbies ist reichlich Arbeit zu leisten, und der Alte würde sich sehr für einen Knecht bedanken, der sich die Nachmittage in der Forst'rum treibt. . . . Aber. . . . meine Herren, jetzt fällt es mir wie Schuppen von den Augen. Jetzt weiß ich, wer der Wildddieb ist. . . .“

„Na, dann schießen Sie doch los“, rief der Forstmeister ungeduldig. Der Grünrode schüttelte den Kopf und sah sich nach dem Koch um, der steif und stolz wie ein Spanier am Büfett stand. Der Assessor lachte. . . . „Sie können ruhig sprechen. Was hier verhandelt wird, dringt nicht über die Wände dieses Hauses.“

„Na, dann Herrschaften, hören Sie zu. . . . In Serbenten ist vor vier Wochen ein sonderbarer Vogel aufgefliegen. . . . ein Herr von Zaleski. . . . Er hat richtige Papiere, die er dem Amtsvorsteher vorgelegt hat. . . . Drei Tage wohnte er im Krug, dann mietete

er sich das alte Grenzerhaus, das leer stand, und möblierte es fein aus.“

„Und was tut der Herr von Zaleski dort in Serbenten?“ rief der Forstmeister. „Das ist kein Geheimnis. Er läßt schmuggeln. Schwere Kisten gehen fast täglich über die Grenze. Ich glaube, da sind bloß Papiere oder Gewehre drin.“

„Und Sie meinen, daß der Mann noch Zeit hat zum Wildern?“

„Jetzt, wo ich alles gehört habe, was sich hier zgetragen hat, möchte ich das wirklich glauben. Er hat Wagen und Pferde, zwei ungarische Jücker, und fährt jeden Nachmittag mit seiner Cousine spazieren.“

„Eine Cousine hat er auch“, warf der Assessor dazwischen. . . .

„Ja, ein forsches, bildschönes Weib.“

„Hat er vielleicht auch einen weißen Foxterrier?“ fragte Mooslehner.

„Nein. . . . er hat nur eine mächtige, gefleckte Dogge. . . .“

„Wie sieht er denn aus?“

„Ein großer, schlanker Mann, Herr Forstmeister, das Gesicht etwas verlebt. . . . mit tiefliegenden schwarzen Augen. . . . Er muß viel Geld haben, denn er gibt es mit vollen Händen aus. . . .“

„Das kann ich mir denken, daß dabei etwas abfällt. Aber nun müssen Sie sich, Bauschus, etwas mehr um den Mann und sein Treiben kümmern.“

„Das werde ich schon besorgen, Herr Forstmeister. Er fährt ja immer an meinem Haus vorbei. Da setze ich mich aufs Rad und fahre ihn nach. . . .“

„Ich schaffe mir auch ein Rad an, ich kann schon fahren“, rief Mooslehner eifrig. . . .

„Na, ob das praktisch ist?“ meinte Rante Schnabel. . . . „Ich war in voller Bereitschaft und bekam doch die Kugel. . . .“

„Ja, ja, Schnabel hat recht“, entschied der Forstmeister. „Wir haben es mit einem ganz gefährlichen Burschen zu tun, der aus dem Dickicht heraus schießt. . . . Also Vorsicht, meine Herren, und keine Nachsicht. Es handelt sich jetzt nicht bloß um das Wild, sondern um uns selbst. Und da wollen wir uns doch unserer Haut wehren. . . . Besprechen Sie sich das heute. Streifen werden nur zu zweien unternommen, und jeder Schuß, der im Revier fällt, wird mir gemeldet. Sie brauchen sich gar keine Beschränkung aufzuerlegen, wenn Sie mal einen Schuß abgeben wollen, aber er muß gemeldet werden.“

Schrader stand auf und ging an den Spieltisch, wo ihn die beiden Gutsbesitzer bereits sehnsüchtig zum Stat erwarteten. . . . Untertwegs hielt ihn der Assessor auf. „Darf ich mir noch einen Vorschlag erlauben, Herr Forstmeister? Ich möchte Ihnen einen Betrag zur Verfügung stellen als Prämie für die Ergreifung des Wildddiebes.“

„Das ist ein guter Gedanke, Herr von Sperling. Ich gebe hundert Mark; wenn Sie noch etwas dazu tun wollen . . .“

„Ich möchte noch etwas höher gehen, Herr Forstmeister . . . Darf ich die Summe zu einem halben Tausend ergänzen? Selbstverständlich geht die Sache nur von Ihnen aus . . .“

„Das ist sehr reichlich, aber wenn Sie wollen, habe ich nichts dagegen . . .“ Er trat wieder zu den Grünröden. „Noch eins, meine Herren, für die Ergreifung des Wilddiebes sind 500 Mark Belohnung ausgesetzt.“

„Dass ihr mir ihn bloß nicht vorher greift, ehe ich meine linke Hand gebrauchen kann“, rief Nante vom Nebentisch, wo er noch immer unter Mithilfe des Dieners Futterte. . . Sein Appetit war infolge des Blutverlustes auf das Doppelte gestiegen. Und vor diesen Leistungen hielt selbst die Wohlerzogenheit des Dieners und des alten Kochs nicht stand. Ihr Herr hatte sie zwar vorbereitet, aber daß ein Mensch solche Mengen Speisen vertilgen konnte, hatten sie bis dahin noch nicht für möglich gehalten. . . . Der Diener lachte über das ganze Gesicht, als Nante sich zum Nachtsch noch drei Brote mit Käse belegt ausbat . . .

Endlich hatte es sich bei ihm gestopft. Er stand auf und ging an den Nebentisch, wo Krummhaar bereits im besten Erzählen war. Es waren zwei junge Hilfsaufseher in der Gesellschaft, die ihn noch nicht genauer kannten; aber auch die älteren Kollegen hörten ihm gern zu, weil er sich fast nie wiederholte.

„Ohm Adam“, rief Nante, „erzähle uns doch mal deine berühmte Entengeschichte.“

„Ach ja, Krummhaar, die Entengeschichte . . .“

Der Segemeister zwinkerte vergnügt mit den Augen, tat erst einen tiefen Trunk und wuschte sich den eisgrauen Schnurrbart. „Also, meine Herren, ich war als junger Seideläufer nach Rußland verschlagen worden. Wenn ich daran noch denke, an die Wölfe und Bären . . .“

„Die du uns aufgebunden hast“, rief Schwarzkopf dazwischen . . .

„Wenn ihr mich ewig unterbrechen wollt, dann halt ich lieber das Maul . . . oder wer nicht zuhören will, kann sich auch wegsetzen. . . . Na, dann weiter . . . Eines Tages im Sommer war ich zu einer Entenjagd eingeladen worden. Ich fuhr hin und fand bereits eine große Gesellschaft versammelt. Nach einem kräftigen Frühstück . . . Nante, das wäre so was für dich gewesen. . . . Kaltes Geflügel, ein mächtiger Schweinehäfen, roh, ein zweiter in Brot gebacken . . . Fische kalt in Gelee und geräuchert, ein Tönnchen Kaviar von zehn Litern . . .“

„Ohm Adam, mich reizt das jetzt nicht, ich bin wirklich satt . . .“

„Na, jedenfalls hat es uns sehr gut geschmeckt. Endlich brachen wir auf. Mitten im Wald lag ein See, rund wie ein Eierfuchen, etwa sechzig Morgen groß, ringsum von schwimmenden Wiesen umgeben. Ihr wißt ja, was das heißt: eine dünne Grasnarbe über unergründlichem Moder. Der See selbst ein Moderloch, zur Hälfte zugewachsen. Wir waren rings um den See aufgestellt. . . . Die Hunde fangen an zu arbeiten. . . . Ich schieß drei, vier Enten, sie fallen ins Schilf, kein Köter denkt daran, zu apportieren.“

Er stärkte sich durch einen Schluck und fuhr dann fort: „Ich ärgerte mich darüber. . . . Da sehe ich links von mir einen Kahn stehen, so 'nen richtigen Seelenverkäufer . . . über die Wiese waren ein paar Stangen gelegt. Ich turne auf ihnen zum Kahn, schöpfe das Wasser aus und fahre los. Es waren so viele Enten da, daß ich nicht geriet, meinen Vorderstopfer zu laden. Mit einem Male sehe ich, daß mein Kahn zur Hälfte voll Wasser ist. Ich nehme das Ruder und stoße mich nach dem Lande zu. . . . Es zerbricht mir in der Hand. Nun wurde es mir ungemütlich. . . . Ich fange also an zu schreien, die nächsten Schützen

kommen nach mir zugelaufen. Ich rufe ihnen zu, sie sollten mir eine Pferdeleine mit einem Stein zuwerfen. Während sie weglaufen, schöpfe ich Wasser, aber es wurde nicht weniger, sondern immer mehr.

Jetzt wurde mir unheimlich zumute. . . . Endlich wird mir die Leine zugeworfen. . . . Ja, der Kahn rückt und rückt sich nicht. . . . Was nun? Das einzige, daß ich mich allein durch das Schilf rausziehen lasse. Ich rufe das den Menschen am Ufer zu, werfe mich platt aus dem Kahn, die Kerle rudern mit einem Male an und die Leine gleitet mir aus der Hand. . . . Ich fühle, wie ich schnell im Moder versinke.“ Er machte eine Kunstpause und nahm einen Schluck. . . . In höchster Spannung hatten ihm alle zugehört. . . . Der Assessor war leise hinzugetreten . . .

„Was geschah denn nun mit Ihnen, Herr Segemeister?“

In dumpfem Ton gab Krummhaar zur Antwort: „Ich ersoff.“

In das dröhnende Gelächter rief der Forstmeister vom Nebentisch: „Sind Sie glücklich auf die Pointe reingefallen, Herr Assessor?“

(Fortsetzung folgt.)

## 22 = Lesefrucht. = 22

Manche Menschen legen den Deckmantel der Nächstenliebe so ostentativ um die Schultern ihrer Nächsten, daß man erst durch dieses Gebaren auf die Blüten der Verehrung aufmerksam wird. Gertrud Wolff-Sirchberg.

## Was ein österreichischer Hauptmann zu berichten weiß.

II.

In dieser Situation fand mich nun, wie früher erwähnt, mein ebenfalls durch einen Schrapnellschuß an der Schulter verwundeter Offiziersdiener, lief zum Feldwibel, der dann Sorge trug, daß ich fortgeschafft wurde. Der Feldwibel und die Leute, die mich forttrugen, sollen wie kleine Kinder geweint und geschluchzt haben. Sie trugen mich, wobei mein Offiziersdiener mit seinem gesunden Arm mithalf, auf dem kürzesten Weg über noch unzerstörte Drahthindernisse nach rückwärts zu unseren alten Stellungen, mitten durch einen Regen von Geschossen — unsererseits und feindlicherseits, und ist es das reinste Weltwunder, daß ich da nichts abkommen habe. Dorten war zum Glück gleich ein Arzt eines anderen Bataillons zur Hand, der mich auf eine Tragbahre legen ließ. Bluse, Hemd, alles wurde rasch aufgeschnitten, und er klebte mir vorne und hinten ein starkes Gipspflaster auf, um die Verblutung zu verhindern. Dann spürte ich etwas zwischen den Lippen — er stökte mir Kognak ein. Ich kam halb zur Besinnung und hörte wie im Traume die Worte: „Riesenglück . . . , Herz . . . , Brustschlagader . . . , Rückgrat . . .“ Dann verlor ich wieder die Besinnung.

Die Leute trugen mich zum Hilfsplatz unseres Bataillons, wo mich der Bataillonsarzt neuerdings untersuchte und labile und den Leuten auftrug, mich so schnell wie möglich zur Divisions-Sanitätsanstalt, auf die Höhen Lipica, zu tragen. So schnell wie möglich! 3½ Stunden waren wir unterwegs, auf dem halben Weg dahin erlangte ich mein volles Bewußtsein. Der Weg ging über Berge, Täler und Schluchten durch den Urwald. Manchmal versanken die Leute bis zu den Knien im Moß, der Schweiß rann ihnen in Strömen von der Stirne, aber die braven Kerle hielten nicht Rast, nicht Auf. Mein verwundeter Offiziersdiener marschierte mit und ich hatte die schrecklichsten Herzkämpfe. So kamen wir endlich zur Divisions-Sanitätsanstalt, die gerade den telephonischen Befehl erhalten hatte, vorzurücken, nachdem im Laufe der vier Stunden seit meiner Verwundung und der Erstförmung der Route 698 bereits sämtliche Höhen und Positionen der Gebirge vom Korps genommen waren, der Feind sich fluchtartig zurückzog, und die Unsern ihm an den Fersen blieben. Bei der Divisions-Sanitätsanstalt wurde flieberhaft gearbeitet, etwa 60 bis 70 Verwundete verbunden, auf landesüblichen

Wagen fortgeschafft und alles zum Weitermarsch eingepackt. Ich und noch zwei Offiziere waren nicht transportabel, wir wurden frisch verbunden, unter ein Flugdach gelegt, und dann ließ man zwei Sanitätsoldaten bei uns zurück. Dort lag ich nun drei Tage auf dem bloßen Bretterboden — Heu oder Stroh war keins da —, hatte in den ersten Tagen die schauerhaftesten Herzkrämpfe, und ich glaube, es war der Kampf meines Organismus auf Leben und Tod. Dann fing's zum Überfluß noch zu regnen an, naßkalt riß es mich in meinen Gliedern. Aber ich und meine zwei Kameraden mußten, wie der Arzt sagte, einige Tage aushalten, bis wir geholt werden würden. Der eine Kamerad hatte zwei leichtere Bauchschüsse und Schrapnellstückeln in der Schulter und der andere ebenfalls einen Brustschuß. Am dritten Tage wurde es mir doch dumm. Ich befahl meinem Burschen, eine provisorische Tragbahre zu zimmern, Decken hatte ich, Nägel auch; dann ging mein Diener Leute suchen, fand auch drei Mann, welche mich dann mit dem einen von den zwei Sanitätsoldaten nach Bvornik trugen, von wo ich dann in das Sulinhaner Reservespital kam und dorten veranlaßt, daß auch meine zwei Kameraden abgeholt wurden. Der Marsch von der Höhe Vipica nach Bvornik dauerte ebenfalls, unter den größten Schwierigkeiten, etwa 8 Stunden. Unterwegs nach Sulinhan begegneten wir drei Landsturmkompanien, die den Befehl hatten, auf das Schlachtfeld zu marschieren zur Abführung desselben nach eventuellen Vermissten, Verwundeten und Toten. Ein kleines Detachement von ihnen brachte meine zwei Kameraden am nächsten Tage ebenfalls ins Reservespital, wodurch meine Veranlassung zu deren Abholung hinfällig wurde. In Bvornik resp. Sulinhan blieb ich circa 10 Tage, bis ich von dorten gelegentlich mit einem Automobil hierher nach Turzla in häusliche Pflege abfuhr. Der Arzt, der mich hier untersuchte, meinte, der Schuß ginge knapp am Herzen an der Brustschlagader und beim Rückgrat vorbei und hatte außer dem Blutverlust einen starken Bluterguß im leeren Brustfellraum zur Folge. Die Einschußöffnung ist unterhalb des Schlüsselbeins und von dorten ging's quer hinunter durch die linke Brustkorbseite und Lunge, beim Rückgrat heraus. Wenn der Dumme das Glück hat, da müßte ich eigentlich der reinste Idiot sein! So endete mein größtes Abenteuer in dem bisherigen Krieg. Nun ist nach dem Sturm auf die Höhe 693 und der darauf erfolgten allgemeinen Offensiv am 6. November unsere Kriegslage hier im Süden derart gediehen, daß uns beim 2. Dezember, gerade beim 68. Regierungsjubiläum unseres greisen Kaisers, Belgad in die Hände fiel. Bis heute schätze ich die Zahl der serbischen Kriegsgefangenen auf rund 40 000 und täglich kommen neue hinzu. Geschütze dürften wir so gegen 100 und Maschinengewehre auch eine große Anzahl haben. Nachdem wir hier unten am südlichen Kriegsschauplatz numerisch schwächer sind als der Gegner, die Serben in ihrem Lande kämpfen, in welchem es keine einzige taktisch wichtige Position gibt, die nicht jahrelang durch die stärksten Erdbefestigungen oft etagenförmig angelegt vorbereitet gewesen ist, keine Bahnen, keine Straßen und Wege, keine Ressourcen vorhanden sind, nur wildes Gebirgsland, teilweise mit Urwald bedeckt, so kann man ruhig sagen, daß sich unsere Balkanarmee mit dem ganzen ungeheuren Apparat, der dazu gehört, glänzend bewährt und übermenschliches geleistet hat. Meine größte Freude und mein größter Stolz ist jedoch, daß unsere Bosniaken sowohl im Norden, wo drei Bataillone meines Regiments kämpften, als auch im Süden, wo mein Bataillon tätig ist, sich so glänzend bewährten. Es ist der Lohn für die lange harte Friedensarbeit, der wir unterworfen waren. Eines tut mir nur leid, bei meinem Sturm auf Kote 693 sind fast alle Kommandanten und bessere Chargen und ich, als Hauptmann, gefallen oder schwer verwundet worden, und ich weiß es, wie die Kompanie an meiner Person hängt. „Deseta Kompanja nema sada svoga kapetana“, werden die Leute jetzt sagen. „Die 10. Kompanie hat ihren Hauptmann nicht mehr“, heißt das, jedoch mein Geist lebt in der 10ten, er wird sie durch Dick und Dünn führen, bis die Leute wieder sagen werden: „Evoga nase Kapetan.“ Gal da ist unser Hauptmann, und sich mir dann hundert schwelge Hände treuherzig entgegenstrecken. Dies ist und war der Reiz in unserer vielsprachigen Armee, der uns im Verein mit der großen herrlichen Armee Deutschlands hoffentlich bald zum endgültigen Siege über unsere zahllosen Feinde führen wird.

Aus der Kriegszeit.

Die „Dünenschlacht“. Von einem „Tag an der Meer“ entwirft Luigi Barzini in einem Briefe aus Dünkirchen in „Corriere della Sera“ eine fesselnde Schilderung, in der er besonders den Charakter der neuen „Dünenschlacht“, die sich hier entwickelt hat, anschaulich kennzeichnet. Er erzählt, wie die Belgier, verstärkt durch Franzosen, in hartnäckigen Kämpfen gegen die deutschen Geschütze, gegen die Meeresflut und gegen den Sturm unter dem Schutze der englischen Flotte einen neuen Übergang über die Meer schufen und eine Division in der Nacht den Kanal überschritt. „Und so begann eine fesselnde Schlacht in diesem abgelegenen Stück Wüste, ein erbitterter Kampf zwischen sanften Sandhügeln, in denen sich kein Schützengraben anlegen läßt. Bei jedem Spatenstich fließt der Sand zurück und füllt das Loch aus. Die Soldaten beschränken sich darauf, sich in Nischen einzugraben, in die sie sich wie in ein Bad legen. Nach einigen Stunden des Kampfes verschwindet der ausgestreckte unbewegliche Körper, und nur Kopf und Schultern tauchen noch hervor aus dem gelblichen Sand, der das Blut der Wunden trinkt und in dem die zu Tode Getroffenen ohne weiteres begraben sind...“ In Neuport sieht Barzini die Truppen, die in der Reserve sind, und die das Donnern der Geschütze kaum noch beunruhigt, die viel eher das Schweigen beim Feinde aus ihrer Gleichgültigkeit aufschreckt. „Den Soldaten gefällt ein Feind nicht, der schweigt und sich nicht zurückzieht. Sie haben ein Vorgefühl von irgendeiner teuflischen List, sie ziehen ein aufdringliches Feuer vor, das ihnen sagt, wo er steht, oder wenigstens, wieviel Kanonen er hat. Das Unvorhergesehene regt sie mehr auf als die sichere Gefahr, und in dem kräftigen Schützengraben-Jargon äußern sie sich darüber: „Heute heulen die Vögel nicht. — Sie sind erkaltet. — Von den Dreadnoughts zieht's zu sehr. — Sie sparen heute ihr Futter. — Sie werden alles mit einem Male auf uns spucken. — Wenigstens arbeiten die Kaffeemühlen (womit die Maschinengewehre gemeint sind).“ Barzini gelangt in die ersten tiefen Schützengräben, und sein Blick reicht bis in die Gegend von Lombardzhe und bis zum Meer hinüber. „Es war die ewige grauenhafte schreckliche Wüste. 2000 Schritte weiter hinaus tobte der Kampf, manche verlorene Kugel kam pfeifend bis zu den nahen Bäumen, die ihrer Rinde und ihrer Kronen beraubt sind, und nichts bewegte sich auf der Erde. Ein feiner kalter Sprühregen ging auf den Wall des Schützengrabens nieder. Das Merkmal dieser Schlachten ist die Unbeweglichkeit. Die Stunden, die Tage gehen vorüber, und die Stellungen ändern sich nicht merklich. Die Gegner nähern sich um Zentimeter. Die kurzen Stürme sehen schleichernd ein, nach langen Vorbereitungen. Die Einnahme eines Schützengrabens ist mühevoll wie die Eroberung einer Festung. Ganze Bataillone können hingemäht werden auf hundert Meter Zwischenraum; die Entfernungen erhalten so einen ungeheuren Wert, ein Meter rechnet man hier soviel wie ein Kilometer in der offenen Schlacht. Das Ziel einer langen Operation kann eine Verschanzung in Stimmweite sein, der Selbennut aller Garde ist oft nötig, um ein Stück Wiese oder einen Grabenrand zu erobern. Die Verschiebungen sind für einen fernstehenden Beobachter mit dem Auge nicht wahrzunehmen. Die Bewegungen haben die Spanne als Längensmaß und den Tag als Zeitmaß. Es ist der Krieg der Giganten mit der Taktik der Illiputaner... Seit fünf Tagen waren dort belgische, französische und deutsche Massen im Sande begraben und kämpften mit Mut, ohne daß man auf einer Landkarte eine merkliche Verschiebung hätte aufzeigen können. Bei dem Kampf der Ringkämpfer, wenn die beiden Ringer sich packen, sich drücken und sich niederzwingen suchen, scheinen die beiden Körper unbeweglich; sie zittern, vibrieren, aber sie rühren sich nicht vom Fleck; trotzdem ist das Ringen reich an Wechselfällen, die Kraftanspannung ändert sich, geht von einem Glied zum anderen über, wird an der einen Seite geringer, um an der entgegengesetzten plötzlich doppelt einzusetzen, die Muskelgruppen bereiten Gluterkalte vor, und bei dem anscheinenden Stillstand treten Hinten und Überraschungen ein; eine verwickelte, taktkräftige, kundige Taktik entfaltet sich in einem heimlichen Spiel der Sehnen, der Kampf wird ganz innerlich, reißt an inneren

saren Abenteuer, die bei aller statuarischer Festigkeit der Ringer unter der feuchten Haut aufeinander folgen. So verbirgt sich in der Erde die hitzige furchtbare Schlacht, wenn die Heere gegeneinander drängen wie in den Schützengräben und zwischen den Dünen von Lombardzöhe. Die Kampflinien scheinen unbeweglich, und trotzdem hat jeder Winkel seine Zwischenfälle, jeder Abschnitt seinen Sieg oder seine Niederlage. Angriffe und Gegenangriffe haben zum Ziel den Gipfel einer Düne, einen Straßenrand, einen Mauervorsprung. Die Kämpfer befestigen ihre Stellungen mit Stahlplatten, in denen Schießscharten sind, die Soldaten schieben ihren kleinen Panzer vor. Verschiebungen von Kräften, Zusammenziehungen, Umgehungen werden mit unendlicher Langsamkeit, Kletternd, gleitend, kriechend, ausgeführt. Halb eingetaucht in den Sand folgen die Soldaten aufeinander, auf allen Vieren wie Schwimmer auf gelben Bogen. Dann und wann ein ungeheures Geschrei: ein Angriff, ein Handgemenge, ein kleiner Schritt vor oder zurück. . . . Inzwischen kamen und gingen in den Schützengräben von Neuport in der zweiten Linie die belgischen Soldaten, todmüde; viele schliefen. Sie waren bei Tagesanbruch von der ersten Linie zurückgeführt. Selten sprachen sie mit ein paar Worten, wenn der Kampflärm an Festigkeit zunahm, von den Vorgängen: „Man prügelt wieder! — Das wird hart sein! — Zu viel Stiefkannen!“ Mit den „Stiefkannen“ sind die Maschinengewehre gemeint. Die Deutschen haben eine ungeheure Überlegenheit in dieser Waffe. Die Maschinengewehre bilden die Grundlage ihrer Verteidigung.“

Ein Weihnachten auf der „Breslau“. Bunt anschauliche Bilder von dem Lebensgang eines kleinen Kreuzers, nämlich der „Breslau“, die sich durch ihre Taten auf dem Mittelmeer und jetzt im Schwarzen Meer so großen Ruhm erworben hat, entwirft Kapitänleutnant Richard v. Stosch in einem soeben bei G. S. Mittler u. Sohn in Berlin erschienenen Buch „Im Fjord und Mittelmeer“. Uns interessiert gerade jetzt besonders die Schilderung eines Weihnachtsfestes, das die „Breslau“ an der syrischen Küste erlebte: „So ist die Weihnachtszeit herangekommen. Die Hoffnung der Verheirateten, das Fest im Familienkreise feiern zu können, ist geschwunden. Die Weihnachtspakete sind ausgeblieben. Man vertröstet sich auf später. Dank der rührigen Tätigkeit des deutschen Konsuls sind Bäume aus den Bergen geholt worden; wenn es auch nicht die Tannen der heimatischen Wälder sind, sind es doch Nadelbäume. Viel Zeit zu Weihnachtsvorbereitungen ist nicht gewesen, denn die Gefechts- und Divisionsbesichtigung durch den Kommandanten hat alles in Atem gehalten. Jetzt ist die schwere Zeit ruhmreich überstanden und die Weihnachtsfreude ungetrübt. Heiligabend! Achtern auf der Schanze in buntem Lichterglanz zwei Weihnachtsbäume. Mit Maggen und frischem Grün ist das Deck geschmückt. Die Deutschen der Kolonie haben sich an Bord versammelt. Die Schiffsglocke läutet feierlich zum Gottesdienst. „Es ist ein Ros entsprungen“, singt vierstimmig der Chor der Unteroffiziere. Der Kommandant verliest das Weihnachtsebanaelium, einem jeden bekannt von Kindheit an. Aber heute klingt es anders als sonst. Hat man nicht vor wenig Tagen noch das Land gesehen, wo die Engel den Hirten auf dem Felde den Heiland verkündeten? Ist nicht jeder Fußbreit dort drüben, die Häuser, die Wiesen und die Berge darüber ein heiliges Land? Das Harmonium leitet in weichen Akkorden zu dem Schlußlied über. — „Stille Nacht, heilige Nacht“, das Lied, das im Eiternhaus gesungen, den Jüngling begleitet hat durch all die Jahre, das der Mann am eigenen Herd sang. Jetzt singen sie es wohl daheim unter dem brennenden Baum und gedenken des Sohnes, des Gatten, des Bruders in der Ferne. Nach der kirchlichen Feier wird der Mannschaft beschied. Die Wohnräume und Tische sind mit den geringsten Mitteln kunstvoll geschmückt. Auf langen Tafeln liegen die beschriebenen Geschenke. Wenn in der Unrast des Dienstes auch die Weihnachtsstimmung nicht kommen wollte, der Gottesdienst und die alten Lieder haben sie hervorgezaubert. Nach dem Abschied der Gäste feiert der Kommandant im Kreise der Offiziere. Als Ersatz für die ausgebliebene Weihnachtsfeier hat der Messer vorstand kleine Geschenke eingekauft und beschied sie den Kameraden. Es ist für den Menschen etwas Eigenes um solch ein Weihnachtsfest unter sengender Sonne. In der Heimat verbindet sich mit dem willigen Lannendufft frische Winterkälte an kurzen Dämmertagen und silberner Sternenschimmer auf glitzerndem Schnee. Was an Familiensinn und Heimatliebe im Herzen geschlummert hat, wird wieder wach. Fröhliche

Wieder erklingen, aber doch liegt in der Stimmung etwas Verhaltenes, der Heimat Zugewandtes. Mancher, dem das Herz hart geworden ist im Daseinskampf, spürt eine ihm fremde Regung, etwas wie Sehnsucht nach vergangenen Tagen. Als der Mond über den schneebedeckten Gipfeln der Berge aufsteigt und sein blaßes Licht über die schweigenden Wasser streut, liegt alles an Bord in tiefer Ruhe. . . .“

Wölfe auf dem Schlachtfelde. Eine packende Szene von einem Schlachtfeld in Rußland schildert der Brief eines russischen Offiziers, den englische Blätter aus einer Rigaer Zeitung übersehen. „Es fing an, dunkel zu werden, als ich erwachte“, so erzählt der Offizier. „Ich hatte kein Hungergefühl, obwohl ich hier bereits seit dem frühen Morgen lag, aber der Durst quälte mich unerträglich. Ich erinnerte mich genau an jede Einzelheit der Schlacht bis zu dem Augenblick, da ich von dem Splitter einer Granate getroffen wurde, die neben mir explodierte. Wir waren vorgekürmt über das weite öde Land. Wieder hörte ich das Stöhnen der Sterbenden, sah die unter dem Feuer des Feindes aufammenbrechenden Gestalten. Ich hörte meine Leute brüllen, bis ihre Stimmen versanken in dem Rauschen der Schrapnells. Ich erinnerte mich, wie ich selbst vorwärts stürzte. Was dann geschah, davon weiß ich nichts mehr. Und als ich erwachte, da lag ich da, die einzige lebende Seele auf dem verlassenem unendlichen Feld, dicht mit Toten bedeckt. Ich war verwundet, das merkte ich, aber nicht schwer, wie sich nachher herausstellte, und indem ich mich auf meinen unverletzten Arm stürzte, blühte ich hin über das Schlachtfeld und nach dem dunkelnden Horizont, an dem ein letztes Abendglühen verblühte. Was noch übrig blieb vom Tag, war ein dünnes Streifen Licht, das langsam verschwand, aber wir hingen dicke dunkle Wölken, ganz niedrig, wie wenn sie mich verschlingen wollten. Ein niederdrückendes Gefühl kam über mich, mir war's, als hätten sie mich vergessen oder hätten mich absichtlich hier allein zurückgelassen. Ich schäme mich jetzt, daß ich so verzweifelt war, aber es gab einen Augenblick, da brach ich zusammen, und meine Augen füllten sich mit Tränen. Ich dachte daran, daß ich niemals meine Lieben wiedersehen würde, nie mehr mein Heim, nie mehr meine Kameraden. Auf meinen rechten Arm gelehnt, hob ich mich immer mehr empor, bis ich sah. Mir war etwas schwindelig, aber nicht sehr. Trotz der starken Schmerzen in meiner Schulter und des großen Blutverlustes durch meine Wunde stellte ich mich auf die Füße, und auf meinen Säbel gestützt, schleppte ich mich vorwärts, hin- und herschwanke wie ein Betrunkener. Ich suchte die dunklen Büsche zu erreichen, in denen sich unsere Truppen verborgen hatten, bevor die Schlacht begann. Nur ganz langsam kam ich vorwärts und mußte oft stehen bleiben. Endlich hatte ich die erste Gruppe von Büschen erreicht; aber da zwang mich plötzlich lähmender Schrecken, stehen zu bleiben. Aus großer Entfernung — so schien es mir wenigstens — kam das Geul eines einzelnen Wolfes. Es klang unaussprechlich melancholisch und furchtbar in dieser stillen Winternacht. Ein anderer Wolf antwortete in denselben langgezogenen, widerlichen Ton, aber viel näher bei mir, und dann hörte ich ein Geul rings um mich her, ohne Pause, lauter und lauter anwachsend und jeden Moment gräßlicher. Ich bin kein Feigling. Ich bin ein guter Jäger und habe viele Wölfe auf der Jagd getötet; aber was ich in dieser Nacht auf dem Schlachtfeld hörte, das kann ich niemals vergessen. Dieses wüste Geul erfüllte die Nacht, das mich wie eine Kette umschloß, kam näher und näher, direkt auf den Mittelpunkt des Kreises los, in dem ich stand. Ich atmete kaum noch, da ich dies „Kongert der Hölle“ hörte. Ich sah ganz klar, daß es keine Möglichkeit der Rettung für mich gab, wenn sie mich fanden. Und auf einmal rannte ich — wie ich es fertig bracht, weiß ich heute noch nicht — auf drei, vier Büsche am Rande des Waldes zu und warf mich unter ihnen flach hin. Ich war entschlossen, zu kämpfen, so lange ich konnte. Ich hatte meinen geliebten Revolver und meinen Säbel. Immer näher kamen die Wölfe; ihr Geul erfüllte die Nacht. Nun waren sie am Rande des Waldes. In der Dunkelheit sah ich die schrecklichen Schatten zwischen den Bäumen. Von den verschiedensten Seiten her kamen sie aus dem Walde heraus, schlossen sich zu einer großen dunklen Herde zusammen und standen so einige Minuten. Dann heulte ein anderer Wolf, ganz in der Ferne; von dem Schlachtfeld her antworteten andere, und nun trottelte die Herde fort, dicht an den Büschen vorbei. Ich glaubte von jedem, er würde mir an den Hals springen. Aber keiner kümmerte sich um mich. Ruhig liefen sie, unendlich viele, auf das Feld, wo die Leichen lagen. . . . Am anderen Morgen nach Sonnenaufgang hob man mich bewußlos auf. Eine Kosakenpatrouille hatte mich gefunden. Wenn ich wieder ins Feld komme, wird mich die heftigste Schlacht nicht schrecken, aber sollte ich noch einmal eine solche Nacht durchleben, dann würde ich, das gestehe ich frei, wahnsinnig.“